



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1902. * № 28.

Im Paradies.

Roman von Waldemar Urban.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Es war wieder in den Abendstunden, als Agnelillo in den engen Vicolo einbog, wo Don Leone wohnte. Die Straßenlaternen brannten schon, aber es war noch nicht einmal sieben Uhr. Es wurde eben um diese Zeit schon sehr zeitig dunkel. Agnelillo ging, vorsichtig nach allen Seiten Umschau haltend, in der Hand ein Paar Stiefel, dieselben, die er seiner Zeit in der Villa Marini gestohlen hatte; an den Füßen trug er statt dieser seine alten schadhafte und schiefgetretenen Ungetüme, die er wieder aus irgend einem Winkel hervorgefucht. Er hätte schließlich auch barfuß gehen können, wie es tatsächlich so viele seiner Kameraden thaten, aber er war zu eitel auf sich, um das zu thun. Es war kaum glaublich, aber derselbe Agnelillo, der oft tagelang nichts Rechtes zu essen hatte, stand, wenn er auf der Straße ging, vor allen Schaufensterspiegeln still, besah sich wohlgefällig, schob die Krawatte zurecht und gab den üppigen Haaren die erwünschte regellose Genialität der Unordnung — aus Eitelkeit. Er hielt sich für einen hübschen jungen Mann, und wenn ihn andere auf das Lächerliche seines Thuns aufmerksam machten und auslachten, so zuckte er die Achseln und sagte: „Der Geschmack ist eben verschieden.“

„Seien Sie mir gegrüßt, mein edler Don Leone!“ rief Agnelillo freundlich seinem Gömmer zu und setzte seine Stiefel auf dessen Ladentafel.

Don Leone saß träumerisch hinter seiner Ladentafel und wäre bald eingeschlafen.

„Ah, du bist's, mein teurer Freund?“ fragte er in seinem menschenfreundlichen Tone. „Und wie geht dir's? Was bringst du?“

„Don Leone, Sie sind schon so oft mein Retter in der Not gewesen, seien Sie es auch heute noch einmal, zum letztenmal, und leihen Sie mir fünf Lire auf meine Stiefel.“

Don Leone besah die Stiefel mit Kennerblick.

„Du willst dir wohl für die fünf Lire ein Paar neue kaufen, mein Schatz?“ fragte er spöttelnd.

„Seien Sie barmherzig mit einem armen Menschenkind, das am Rande der Verzweiflung steht. Ich muß das Geld haben —“

„Wozu?“
 „Sie wissen, daß mein Vater kürzlich gestorben ist, Don Leone, und es ist noch nicht eine Messe für seine Seele gelesen worden. Man ist doch auch ein Christ, und man soll nicht von mir sagen, daß ich für meinen Vater nichts gethan habe.“

Um eine Büge war Agnelillo nie verlegen. Er hätte hundert zur Verfügung gehabt, aber er glaubte bei dem alten Mann gerade mit dieser Erfolg zu haben, und deshalb brachte er sie vor.

„Die Stiefel sind ja nicht die Hälfte wert.“

„Seien Sie barmherzig, edler Freund. Der Himmel wird es Ihnen lohnen. Sie sollen keinen Soldo an mir verlieren. Nächste Woche beginnen die Arbeiten in der Villa Marini, und das erste Geld, das ich dafür bekomme, bringe ich her, um meine Stiefel

wieder einzulösen. Seien Sie barmherzig, Don Leone!“

Der alte Giuberti war in seinem ganzen Leben noch nie barmherzig gewesen. Was wäre denn sonst aus ihm geworden, wenn er mit all den Leuten, mit denen er zu thun hatte, barmherzig gewesen wäre? Mit ihm war auch noch nie jemand barmherzig gewesen, weshalb sollte er es also sein? Er hielt das für eine Art Luxus und zwar für einen sehr kostspieligen. Aber warum konnte sich Don Leone gleichwohl nicht dazu entschließen, seinen jungen Freund mit seinen Stiefeln wieder heimzuschicken? Unter anderen Umständen hätte er es für eine Sünde gegen sich gehalten, barmherzig zu sein, aber nach einigem Nachdenken gab er dem Agnelillo doch seine fünf Lire und stellte die Stiefel in die Ecke zu anderen Pfändern. Hatte er Angst vor ihm? Glaubte er den jungen Nichtsnutz nicht zum Neuffersten bringen zu dürfen? Dachte er daran, daß ihm Agnelillo einmal im Joru zugerufen hatte: „Ich weiß, wo Sie schlafen!“

„Ich thue es aus alter Freundschaft, Agnelillo,“ jagte er, „aber betrübe mich nicht, hörst du? Du wirst einen alten Mann wie mich nicht um sein Hab und Gut bringen,



Der neue Schnelldampferhafen in Cuxhaven. (S. 220)
 Nach einer Photographie von Hans Breuer in Hamburg.

das wäre schlimmer, als wenn du mir das Blut nähmest. Hörst du? Betrüge mich nicht!"

Agnelillo machte eine Menge Redensarten, floß vor Dankbarkeit über, verschwor sich bei allem, was es gab, daß er ein ehrlicher Mann sei, und doch schien er betroffen, als Don Leone von seinem Blut sprach.

"Agnelillo —" begann Don Leone wieder eigentümlich schwach und fast zitternd.

"Sie bekommen Ihr Geld bei Heller und Pfennig wieder, edler Freund," unterbrach ihn Agnelillo hitzig, "so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Und damit basta."

Dem alten Giuberti wäre es lieber gewesen, wenn er gesagt hätte: "So wahr ich ein Lump bin." Aber er war still. Eine unerklärliche Bangigkeit besiel ihn auf einmal, und er war froh, als Agnelillo endlich wieder den Laden verließ.

Der Bicolo, in dem Don Leone wohnte, war eng und dunkel, wie die meisten der Seitenstraßen des Toledo. Nur in großen Zwischenräumen flackerte ein ärmliches Gaslichtchen an der Mauer, gleichwohl erkannte Agnelillo aber doch, als er aus dem Laden Don Leones herausgetreten und noch keine hundert Schritt davon entfernt war, den jungen Mario Marini, der, vom Toledo kommend, an ihm vorbeiging. Er schien überrascht, den jungen Mann hier zu treffen, und da er gerade an einer Hausthür stand, so trat er in das Dunkel derselben hinein, um ungesehen zu beobachten, was Mario hier wohl zu suchen habe.

Dieser ging ebenfalls bis zum Laden Don Leones und trat dort ein. Davon schien Agnelillo noch mehr betroffen zu sein, und statt seinen Weg weiter nach dem Toledo zu verfolgen, schlich er jetzt hinter dem jungen Manne her, als ob ihn die Neugier plagte, und er um jeden Preis wissen müsse, was dieser mit dem alten Giuberti zu verhandeln habe. Dabei kam ihm zu statten, daß er von der dunkeln Straße aus viel besser den hellen Laden Don Leones übersehen und beobachten konnte, als dies vom Laden aus nach der Straße zu möglich war. Er konnte also dreist ziemlich nahe an die Thür oder vielmehr zwischen Thür und Schaufenster treten, ohne fürchten zu müssen, von drinnen beobachtet und erkannt zu werden.

"Zwei Lire!" hörte er den alten Giuberti laut und polternd sagen, wie er es gewohnt war, wenn er mit seinen Schuldnern sprach. "Und wieder zwei Lire und immer wieder zwei Lire! Das ist eine Lumperei! Sie haben doch wohl nicht die Ansicht, Herr Marini, daß das in alle Ewigkeit so fort geht? Was soll denn daraus werden? Sehen Sie nicht ein, daß das unmöglich ist?"

Auch Marini sagte etwas, aber in einem so leisen, wohl auch entschuldigenden oder bittenden Tone, daß es Agnelillo nicht hören konnte. Aber das war auch gar nicht nötig, weil er schon aus der ganzen Situation und aus dem Gehaben der beiden Männer erriet, um was es sich handelte.

"Ach was, das sind alles faule Fische!" hörte Agnelillo wieder die Stimme Don Leones sagen. "Ich will mein Geld! Wissen Sie, junger Mann, was das heißt? Das Eigentum ist heilig, und hier handelt es sich um mein Geld, nicht um Ihres, verstanden? Es handelt sich um das Geld, das ich Ihrem Vater schon vor Jahren geliehen, und das dieser in Ihrer Gesellschaft und mit Ihnen verpraßt und vergeudet hat."

Wieder murmelte der junge Marini demütig und bittend einige Worte, die Agnelillo wieder nicht verstand, bis ihn endlich Don Leone wieder grob und drohend unterbrach.

"Nein, Herr Marini, meine Geduld ist zu

Ende. Ich will mich nicht mehr gedulden, ich kann es nicht mehr. Sie wollen mich betrügen, und das lasse ich mir nicht gefallen. Sagen Sie mir kurz und bündig, ob Sie mir das Bild Ihrer Schwester, das diese von der Villa Marini für die fremde Herrschaft malt, verpfänden wollen oder nicht."

"Aber wie soll ich denn das machen? Es ist ja nicht mein Eigentum," antwortete Mario jetzt etwas lauter, weil ihm Kummer und Sorge aus dem Herzen sprach.

"Das ist Ihre Sache, wie Sie das machen müssen," polterte Don Leone wieder roh und ungeschlacht dazwischen. "Ich will mich von Ihnen nicht zum besten halten lassen. Entweder — passen Sie mal gehörig auf, Sie junger Mann — entweder Sie verpfänden mir morgen schriftlich das Bild, und Ihre Schwester unterschreibt mit, oder ich gehe übermorgen zum Senatore Strozzi, um ihm ein Licht über Sie aufzustecken. Das Eigentum ist heilig, und wenn Sie das nicht respektieren, so werden Sie nie im Leben zu irgend etwas Gutem zu brauchen sein. Ob Herr Strozzi Ihre Schulden anerkennen will, und ob nicht vielmehr alles Schwindel ist, was Sie mir über Ihre Ansichten in Portici er-



Preussische Feuerwehremedaille. (S. 220)

zählt haben, das wird sich ja dann herausstellen, wenn ich zu ihm komme."

"Herr Giuberti" bat Mario in seiner Seelenangst, "bei allem, was heilig ist, üben Sie Barmherzigkeit an mir und meiner Familie, überantworten Sie uns nicht ganz dem Glend! Ich will arbeiten für Sie, daß mir das Blut aus den Fingern spritzt, aber seien Sie barmherzig, nur dies eine Mal!"

Nun war es gewiß ein großer Unterschied, ob Agnelillo solche Worte machte oder ob Not und Kummer sie jemand auspreßten, der, wie Mario Marini, ein Mann von Stand und Bildung, ein früherer Offizier, ein Mann von Wort und Ehre war. Aber Don Leone wollte von diesem Unterschied nichts wissen, kannte ihn vielleicht auch wirklich nicht. Er wußte, daß schöne Reden kein Silber und auch kein Gold seien. Man konnte sie nicht auf Zinsen geben, kein Mensch gab etwas dafür, es war ganz gleichgültig, wie sie klangen und was sie besagten. Worte waren Worte, weiter nichts, und sollten auch bei Don Leone nichts anderes gelten.

"Gehen Sie in des Henters Namen, wohin Sie wollen, mit Ihrer ewigen Barmherzigkeit," fuhr er den jungen Marini an, "ich müßte ein rechter Narr sein, wenn ich mich auf solche faule Redensarten einlassen wollte. Was ich gesagt habe, habe ich gesagt, und dabei bleibt's. Und nun gute Nacht. Ich muß nun meinen Laden schließen. Gute Nacht, Herr Marini, und vergessen Sie mir die Verpfändung nicht. Hören Sie? Morgen muß das Besprochene hier sein, oder —"

Agnelillo wollte sich nicht von dem zurückkehrenden Marini sehen lassen und sprang rasch von der Thür Don Leones in den Hausgang zurück, wo er schon vorher verborgen gewesen war. Es dauerte aber doch noch eine ganze Weile, ehe er sah, wie der junge Mann wieder von Don Leone fortging, seufzend, mit gesenktem Kopf.

"Er hat ihn tüchtig in der Schere. Hm! Hm! Er hat ihn ganz gehörig in der Schere," murmelte Agnelillo nachdenklich vor sich hin. Dann, als von Marini nichts mehr zu sehen war, verließ auch er seinen Laufherposten, ging nach dem Toledo zurück und über den Largo di Carità hinweg in die Via di San Sebastiano, wo er in ein kleines schmutziges Lokal eintrat, in dem man dicke und schwere sizilianer Weine verkaufte. Agnelillo trank von dem Wein, obgleich er ihm gar nicht besonders zu munden schien, ziemlich viel, als ob er sich zu irgend einem Vorhaben Mut trinken wolle.

Am nächsten Morgen spielten sich in der kleinen Gasse vor dem Laden des Don Leone merkwürdige Szenen ab. "Das Glend schläft nicht," sagt man, und so kamen schon in aller Frühe Leute, die, um den über Nacht entstandenen Hunger zu befriedigen, ihre Siebensachen als Pfänder zu Don Leone bringen wollten. Zunächst war es eine alte Frau, deren Tochter in der Nacht krank geworden war, und die nun Geld schaffen mußte, um einen Arzt holen zu können und in der Apotheke zu erhalten, was notwendig war. Da aber Don Leone seinen Laden noch nicht aufgemacht hatte, so setzte sie sich einseitig geduldig wartend auf die Schwelle des Ladens und legte das Paket, das sie trug, und worin das Jackett ihrer Tochter — aus grellgrüner Seide — sich befand, vor sich auf ihre Kniee. Dann kam ein junger Bursche, der schon weniger geduldig war. Er wollte Geld auf eine Taschenuhr leihen, die vielleicht in der Nacht irgendwo gestohlen worden war und nun rasch zu Geld gemacht werden sollte, ehe der Diebstahl bekannt wurde. Der Bursche donnerte mit den Fäusten gegen die geschlossenen Holzläden und rief hinein, aber es regte sich nichts drinnen. Einige neugierige Passanten blieben stehen und sahen zu.

"Was ist denn geschehen?" fragte jemand. Es antwortete niemand darauf, weil es niemand wußte, und ein halbes Dutzend andere, die nach und nach die Gruppe vergrößerten, wiederholten die Frage. Die Sache wurde interessant.

"Sie haben ihn wohl totgeschlagen?" fragte wieder jemand.

Merkwürdig, wie nahe den Leuten, die doch gar keine Idee von der Sachlage hatten, dieser fürchterliche Gedanke lag. Alle Welt war sofort davon überzeugt, daß hier etwas möglichst Schreckliches geschehen sein mußte; man wünschte es sogar, um eine Aufregung zu haben, von der man sprechen konnte, und um sich dadurch die Zeit angenehm zu vertreiben.

"Wer wohnt denn hier?" fragte wieder jemand.

"Der Pfandleiher," antwortete ein anderer, und verschiedene riefen den Namen Leone Giuberti. Man horchte wieder an dem Laden. Wenn jetzt Don Leone plötzlich herausgetreten sein würde, wären alle Leute ohne Zweifel sehr enttäuscht gewesen und ärgerlich weitergegangen, so sehr war schon die Aussicht auf etwas Außerordentliches festgewurzelt.

"Das ist Numero 31. Ein ermordeter Wucherer ist 31,") schwatzte eine alte Frau.

*) Die Neapolitaner sind leidenschaftliche Lotto-Spieler und dabei so abergläubisch, daß sie allen Vor-

„Man muß die Thür einschlagen,“ rief der junge Bursche mit der Uhr.

„Holt die Polizei,“ sagte der Nachbar des Don Leone, ein Barbier, der mittlerweile auch neugierig aus seinem Laden herausgetreten war, mit einer gewissen Autorität.

Ein Barbierjunge, der vielleicht nur froh war, auf einige Augenblicke den dunstigen Laden verlassen zu können, machte sich sofort auf die Beine, rannte im gestreckten Lauf die Gasse hinunter und schrie dabei mit voller Lunge: „Polizei, Polizei! Sie haben den alten Don Leone ermordet, wo ist die Polizei?“

Die Leute blieben stehen und sahen dem tollen Jungen nach, dem das Spaß zu machen schien. Dann sah man vom Toledo her, wo die Leute sich immer in Massen hin und her schieben, die Gruppen vor dem Laden des Don Leone stehen, und nun kamen Hunderte in die kleine Gasse hereingeströmt, so daß schon nach Verlauf von wenigen Minuten kein Apfel mehr zur Erde konnte. Alle Reden neugierig die Häuse, schoben, drängten, stießen und fragten. Dabei wußte doch noch niemand, was eigentlich geschehen war. Don Leone konnte plötzlich verweist sein oder sich verschlafen haben. Aber selbst das wäre ihm nicht zu wünschen gewesen, denn er hätte für die verursachte Enttäuschung voraussichtlich Prügel bekommen.

Ein ganz unglaublicher Wirrwarr entstand in der schmalen, schmutzigen Gasse, Weiber und Kinder freischten laut auf, schimpften, weil man sie auf die Füße trat oder drückte, und immer neue Ankömmlinge schoben mit aller Energie von unten nach, weil sie auch etwas sehen wollten, wo doch noch nichts zu sehen war. Aus den Fenstern der Häuser schauten die Bewohner mit größter Seelenruhe dem wilden Menschengewoge zu, glücklich darüber, daß sie auch einmal hier etwas zu sehen bekamen.

Endlich kam der Barbierjunge mit zwei Polizeidienern triumphierend zurück. Wie ein Feldherr zeigte er in den Menschenknäuel hinein und machte den Beamten klar, um was es sich handelte.

„Man wird uns todtrücken, wenn wir da hineingehen,“ sagte der eine von ihnen zu seinem Kameraden.

„Dort, dort,“ schrie man ihnen zu, „ihr müßt den Laden erbrechen.“

„Glauben Sie vielleicht,“ erwiderte der andere Beamte, „wir sind hier, um uns die Kleider vom Leibe herunterreißen zu lassen?“

Die Beamten hatten mit ihrer vorsichtigen Zurückhaltung von ihrem Standpunkte aus nicht ganz unrecht. Für die elende Hungerlöhnung, die sie erhielten, konnte kein Magistrat der Welt pflichttreue Beamte verlangen, also auch der von Neapel nicht. Dann entstand aber doch so viel Raum, wie die Beamten

brauchten, und sie näherten sich stolz und in gemessener Grandezza dem Laden des Don Leone. Auch ein Schlosser wurde herbeigeschafft, zwar langsam und mit echt neapolitanischer Umständlichkeit, aber es ging doch, trotz der Menschenansammlung, denn man wollte doch wissen, was nun eigentlich in dem geheimnisvollen Laden geschehen war, und so machte alle Welt denen Platz, die berufen waren, ihre Neugier zu befriedigen.

Als die Beamten an der Spitze einer wild

Wie wilde Tiere stürzten sich die Leute mit Taschentüchern und alten Fetzen herbei, um womöglich einen Tropfen Blut aufzufangen, das nach ihrer Ansicht glückbringend war. Erst nach einem harten Kampf gelang es den Polizisten, den Laden wieder zu säubern und bis zur Ankunft der Gerichtskommission zu schließen.

Natürlich verminderte auch jetzt sich das Menschengewühl vor dem Laden noch nicht. Man erörterte den Fall nach allen Richtungen, und die verschiedensten Mutmaßungen wurden laut. Daß ein Mord vorliege, wurde ohne weiteres als feststehend angenommen, obgleich noch kein Mensch davon etwas wissen konnte. Man äußerte sogar bereits Vermutungen über den Mörder, und es war eigentümlich, mit welcher Bestimmtheit und Einhelligkeit die Leute behaupteten, der Mörder sei ein „Signore“*) gewesen, und als man erst so weit war, fanden sich auch wieder andere, die am Abend vorher einen solchen „Herrn“ gesehen hatten, nur stimmte das insofern weniger genau, als jedes einen anderen gesehen hatte. Bald war der Herr mit, bald ohne Bart, bald groß, bald klein, bald so, bald so gekleidet, so daß der betreffende Mörder hätte ein reines Chamäleon sein müssen, wenn das alles passen sollte.

14.

Neapel ist die volkreichste Stadt von Italien und umfaßt mehr wie jede andere europäische Großstadt Bevölkerungselemente, die, arm und von Jugend auf ohne jede Bildung, ohne Ehrgeiz, gezwungen sich lediglich mit den täglichen Bedürfnissen abzuquälen, den Behörden tüchtig zu schaffen machen. Die Stellung eines Procuratore del Re oder Staatsanwaltes ist dort also ein unruhiges, ermüdendes, überbürdetes Amt.

Der Fall des Don Leone Giuberti war einem noch jüngeren Procuratore zugefallen, der, aus einer kalabrischen, sehr angesehenen Familie stammend, sehr rasch Karriere gemacht hatte, weniger seiner

Tüchtigkeit im Amt wegen, als weil er ein entfernter Verwandter eines hochgestellten Verwaltungsbeamten war. Er hieß Alberto de Felice und war ein Mann noch im Anfang der dreißiger Jahre, mit einem mächtigen schwarzen Schnurrbart, großen schwarzen, aber etwas müden, abgepannten Augen und bleicher Gesichtsfarbe, wie man sie bei Lebemännern häufig trifft. Herr de Felice betrachtete sein Amt in Neapel, das ihm sehr unangenehm war, nur als Durchgangsstation zu einem höheren, weniger anstrengenden und vor allem besser bezahlten. Er mußte einige

kommunen der Woche eine Nummer andichten, die sie dann Sonnabends ins Lotto setzen, in der bestimmten Hoffnung, damit zu gewinnen.

und gierig nachdrängenden Menge den Laden betraten, fiel ihnen darin zunächst eine große Unordnung auf. Möbel waren umgeworfen, allerhand Gegenstände, Pfänder u. s. w. lagen verstreut umher und ließen auf einen stattgehabten heftigen Kampf schließen. Das Opfer desselben aber, der alte Don Leone, lag mit dem Leib und den Beinen auf seiner Ladentafel, während der obere Körper von derselben herunterhing. Er war tot, und wohl schon seit Stunden, denn sein Körper war bereits kalt und steif.

Nachdem dieser Thatbestand von den Beamten festgestellt war, wollten sie zunächst den Laden wieder schließen, um, ihrer Instruktion gemäß, dem Staatsanwalt Anzeige zu machen und eine gerichtliche Aufhebung der Leiche zu veranlassen. Aber das war nicht so leicht.



Der Ballon „Meteor“ des Erzherzogs Leopold Salvator. (S. 220)

*) Im neapolitanischen Sprachgebrauch ist ein „Signore“ nur ein Herr, der sich durch Kleidung oder seine Sitten als nicht zum gewöhnlichen Volk gehörig auszeichnet.

Jahre Gerichtspraxis „abschrauben“ und that das, nicht weil seine Beschäftigung ihm gefiel oder ihn interessierte, sondern weil es nicht anders ging, weil eine Berufung in das Justizministerium sonst nicht zu erreichen war.

Als er in das Gerichtsgebäude kam, traf er im Korridor, der nach seinem Bureau führte, einen Kollegen.

„Nun,“ fragte dieser, „Sie wurden heute auch aus dem Schlafe gestört?“

Herr de Felice machte eine ärgerliche Bewegung.

„Was war's?“ fragte der erstere wieder.

„Bah. Ich muß wieder einen Mörder suchen. Der achte in dieser Gerichtsperiode.“

„Ja,“ meinte der andere wieder vertraulich lächelnd, „das ist freilich weniger angenehm, als bei der kleinen Marchesa del Parato Sorbet schlürfen. Wie geht's ihr? Ich habe sie lange nicht gesehen. Will sie sich noch immer als Ballerina ausbilden lassen?“

De Felice lachte. Er hatte eine wahrscheinlich etwas scherzhafte Aeußerung auf den Lippen, als er hörte, wie Leute den Korridor herkamen.

„Pst,“ machte er dann, „wir reden später

davon, lieber Kollege. Jetzt muß ich erst meinen Mörder suchen. Addio!“

Damit trennten sich die Herren; de Felice ging nach seinem Bureau und warf sein Aktensäckel auf den Tisch, an dem er dann Platz nahm, um die Akten einer genauen Durchsicht zu unterwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der neue Schnelldampferhafen, den die Hamburg-Amerika-Linie in Cuxhaven an der Elbemündung



Seltene Nager aus Somaliland.

erlaubt hat, da der Tiefgang der modernsten Schiffskolosse ihnen nicht mehr gestattet, bis in den Hamburger Hafen flussaufwärts zu kommen, ist jetzt mit allen Quaibauten, Wartehallen, Betriebs- und Verwaltungsgebäuden und den nötigen Bahnanschlüssen fertiggestellt, und der Schnelldampferdienst der Hamburg-Amerika-Linie dorthin verlegt worden. — Eine Feuerwehrmedaille hat der preussische Minister des Innern prägen lassen, die, wie die Inschrift auf der Rückseite besagt, für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des Feuer-schutzes und Feuerrettungswesens verliehen werden soll. Sie zeigt auf der Vorderseite in Hochrelief einen Feuerwehrmann, der mit Lebensgefahr ein Kind aus einem brennenden Hause gerettet hat. Er steht auf der Leiter und reicht mit der Linken das Kind herunter, um dann von neuem an sein gefährvolles Werk zu gehen. Auf der Rückseite sieht man Geräte der Feuerwehr und die Inschrift. — **Erzherzog**

Leopold Salvator von Oesterreich hat sich vor etwas über einem Jahre bei Niedinger in Augsburg einen Luftballon anfertigen lassen, der den Namen „Meteor“ erhielt, und mit dem der fürstliche Luftschiffer seitdem eine große Anzahl glücklich verlaufener Fahrten unternommen hat. Eine der interessantesten wurde kürzlich mit Hauptmann Sinterstoßner von Salzburg aus angetreten. Der „Meteor“ mit dem Erzherzog und Hinterstoßner im Korbe kam schon fünf Minuten nach der Abfahrt in eine dicke Wolkenschicht, die er durchflog, schwebte dann in einer Höhe von 3000 Meter in klarer Luft, die eine herrliche Gebirgsausicht ermöglichte, am Wahnmann, dem Steinernen Meer und dem Hochkönig vorüber, passierte das Tennengebirge und — in 4000 Meter Höhe — den Dachstein und die Rottmanner Tauern. Die Landung ging, nachdem ein beträchtlicher Teil der Alpen überflogen worden war, in der Nähe von Judenburg in Steiermark glatt von staten.

Die Marmeltiere des Somalilandes.

(Mit Bild.)

In den felsigen Gegenden des an Afrikas Ostküste sich hinziehenden Somalilandes findet sich eine merkwürdige Art von Nagetieren, deren Lebensweise sehr an die unserer Marmeltiere in den Alpen erinnert. Sie hausen in Höhlen und Felspalten, erinnern in Farbe und Behaarung an unseren Dachs, sitzen nach Eichhornart gern auf den Hinterbeinen, wobei sie sich mit den zierlichen schwarzen Pfötchen putzen, und ihre Größe gleicht der des Igel. Der Schwanz ist buschig und von mäßiger Länge. Sobald man ein solches Tier — *Lomphiomys imhausii* nennt es die Wissenschaft — reizt, sträuben sich die langen, silbergrauen Rückenhaare empor; die Rückenhaut erhebt dann von gelbbraunen, dichtanliegenden kurzen Haaren bedeckt.

Humoristisches.

Ein Stündchen am häuslichen Herd.

Nach Skizzen von W. Grögler.



Was? Du achst schon, Huber? Um sieben Uhr, wo es am gemüthlichsten wird? — Ehekrüppel, Pantoffelheld, pui, schäm dich!



Soll ich — soll ich nicht? Nein, die ewige Kneiperei — ich geh' heim! Am schönsten ist's am häuslichen Herd, bei der Familie!



O jemine! Das hab' ich schön getroffen! Die Frau Schwiegermama auf Besuch!



Ja, Mann! Was ist denn geschehen? Um sieben Uhr schon zu Hause? — Ah, wahrscheinlich ist der Kredit erschöpft — da muß man heim zur Familie — ha, ha, ha!



Der Herr Schwiegerohn möchte halt doch wieder einmal die Bekanntschaft seiner Familie machen — ha, ha, ha!



Heßes! Der gnä' Here schon daheim! Sind E denn trant — soll ich vielleicht ein' Thee kochen?



Ja, was ist denn das? Der Herr Schwager schon zu Hause? Du hast doch nicht Konflikt mit der Polizei gehabt? He, he, he!



Gelt, Papa, du hilfst mir bei meiner Rechenaufgabe? Ich bring' hier die Kubikwurzel nicht heraus.



Katzi, um Gottes willen, schnell a frische Maß, oder ich fall' um!

Der Bürgermeister von Amsterdam.

Erzählung von A. Berthold.

1. (Nachdruck verboten.)

In der Kalwerstraat zu Amsterdam stand im Jahre 1622 das stattliche Haus des Bürgermeisters Gerard van der Helst. Im ersten Stockwerk lagen die Wohnräume des Bürgermeisters. Hier war das Zimmer, in dem er arbeitete und, einem Monarchen gleich, Audienzen erteilte, wenn er nicht drüben in den Audienzimmern des Rathhauses auf dem Dam saß. Dann kam eine Flucht von Wohn- und Gesellschaftsräumen, die meist verödet lagen, denn Wynheer van der Helst war seit fünf Jahren Witwer. Er war noch immer ein stattlicher Mann am Ende der fünfziger Jahre, und nur, wenn er seinen Sohn Karl neben sich sah, wurde er daran erinnert, daß er eigentlich schon ein „alter Knabe“ sei.

Karl van der Helst hatte auf der Universität Leyden die Rechte studiert und stand jetzt im Dienste der Stadt. Es war selbstverständlich, daß der Sohn des Bürgermeisters Aussicht hatte, bald eine hervorragende Stellung einzunehmen. In der Nähe der Zimmer, welche van der Helst bewohnte, befanden sich auch die beiden Räumlichkeiten, die Karl zur Verfügung gestellt waren.

Au diesem Frühjahrsnachmittag aber befand sich der junge Mann nicht dort, sondern er war eine Treppe höher hinaufgestiegen nach den Räumlichkeiten, welche für die Führung des Haushalts und die Bewirtschafung, sowie als Vorratsräume benutzt wurden. Dort oben gab es etwas, das eine gewaltige Anziehungskraft auf ihn ausübte, nämlich die jugendliche Vertreterin der Hausfrau, Jans (Johanna) van Steendeeren, ein Bündel des Bürgermeisters. Eine Helferin hatte sie in Jakobäa, einer armen Verwandten der verstorbenen Frau Bürgermeister, die schon vor einer Reihe von Jahren in das Haus gekommen war.

Jans zählte kaum zwanzig Jahre, und doch besaß sie das Vertrauen des Hausherrn in weit höherem Maße als die ältere Jakobäa. Karl hatte ja das Recht, die oberen Räumlichkeiten zu betreten, denn er hatte die Abrechnungen über den Haushalt zu führen. Vieleicht stieg er aber häufiger, als es nötig war, nach dem zweiten Stockwerk empor, um dort auf einer harmlosen Schiefertafel die Abrechnung mit Jans vorzunehmen; Jakobäa fand zum mindesten, daß die Hälfte der Besuche genügt hätte. Vielleicht wäre es auch richtiger gewesen, Karl hätte die junge Wirtschaftlerin zu sich kommen lassen und in Jakobäas Gegenwart mit ihr gerechnet. Aber er that es eben nicht.

Es war Sonntag. Vater und Sohn hatten in Gesellschaft Jakobäas und Jans zu Mittag gespeist, und nachdem das Mahl beendet war, hatten sich die beiden Damen entfernt, um die Männer bei ihrem Wein und den Thonpfeifen allein zu lassen. Der alte van der Helst sah nachdenklich den Rauchwolken edlen Tabaks nach, die er aus seiner langen Thonpfeife zog, und fast hatte es den Anschein, als suche er nach dem schwierigen Anfang eines unangenehmen Gespräches.

„Hast du neben deinen Amtsgeschäften Zeit für eine juristische Arbeit?“ fragte endlich Gerard van der Helst den Sohn.

„Gewiß,“ entgegnete dieser. „Die Amtsgeschäfte sind nicht so arg, daß mir nicht noch einige Stunden im Tage zu eigener Verfügung blieben.“

„Ich hätte eine Arbeit für dich, natürlich gegen die übliche Bezahlung. Ich könnte mir ja einen fremden Sachwalter nehmen, und da ich selbst Jurist bin, ihm alles angeben; aber

die Sache betrifft dich selbst, und deshalb wäre es mir lieb, wenn du sie auch selbst bearbeiten würdest. Es handelt sich um eine Erbschaftsausinandersetzung zwischen mir und dir, um die Erbschaft deiner verstorbenen Mutter.“

Karl sah wohl etwas erstaunt auf. Die kindliche Achtung aber verbot ihm nicht nur jeden Widerspruch, sondern auch eine neugierige Fragestellung.

Gerard van der Helst aber schien selbst einzusehen, daß sein Sohn weiterer Aufklärung bedürfe, er sagte daher ungefragt: „Ich will mich nämlich wieder verheiraten und möchte vorher mit dir wegen deines mütterlichen Erbteils in Ordnung sein.“

Karl war nicht wenig erstaunt, verbeugte sich aber zustimmend vor seinem Vater und wartete auf weitere Erklärung. Der Alte aber schien die Unterhaltung nicht weiter fortsetzen zu wollen, und Karl erlaubte sich nicht, danach zu fragen, wen der Vater denn eigentlich heiraten wolle. So gingen Vater und Sohn auseinander.

Am nächsten Tag übergab der Bürgermeister seinem Sohn ein größeres Aktenstück, und Karl gewann zum erstenmal Einblick in seine Vermögensverhältnisse. Alles befand sich in bester Ordnung; es genügte ein zweiseitiges Arbeiten, um Klarheit zu schaffen und um auszurechnen, wie groß der Anteil war, der Karl zukam.

Nachdem diese Arbeit beendet war, legte Karl dieselbe dem Vater vor, und dieser genehmigte sie ohne weiteres. Bei dem Bankhause, bei welchem Gerard van der Helst seine Gelder niedergelegt hatte, wurde eine große Summe, welche das mütterliche Erbteil Karls darstellte, auf dessen Namen geschrieben, und Vater und Sohn vollzogen in dem Bankcomptoir die nötigen Dokumente mit ihren Unterschriften.

Als sie das Comptoir verließen, begleitete Karl seinen Vater, der wieder nach dem Rathause, dem jetzigen königlichen Palast, am Dam ging. Dieses Rathaus war soeben erst fertig geworden. Weithin leuchtete die aus Kupfer getriebene Erdkugel, welche der Atlas, der heute noch auf der Spitze des Gebäudes steht, auf seiner Schulter trägt. Die Atlasfigur mit dem riesigen Globus war erst seit wenigen Tagen vollendet worden.

Schweigend schritten Vater und Sohn nebeneinander dahin, bis sie vor dem Hauptportal des Rathhauses standen.

Hier wendete sich der Bürgermeister zu seinem Sohne und sagte: „Dein mütterliches Erbteil hast du heute erhalten. Natürlich bekommst du auch aus meinem Nachlaß die Summe, die dir zusteht. Du sollst keinesfalls in deinem Rechte verkürzt werden. Da es dich übrigens wohl auch interessieren wird, zu wissen, wen ich heirate, teile ich dir mit, daß Jans van Steendeeren meine Frau werden soll.“

Nach dieser Erklärung schritt Gerard van der Helst rasch die Stufen zum Hauptportal des Rathhauses empor und verschwand im Inneren des Gebäudes.

Karl blieb noch eine Zeitlang stehen und sah dem Vater wie geistesabwesend nach. Dann lenkte er seine Schritte eiligst nach der Kalwerstraat. Den letzten Teil des Weges legte er mit außerordentlicher Geschwindigkeit zurück. Er nahm sich gar nicht die Zeit, in sein Zimmer zu treten, sondern eilte sofort hinaus in das Stübchen, in dem sich Jans in den Nachmittagsstunden aufzuhalten pflegte.

Hastig trat er ein und fragte sofort, ob es wirklich wahr sei, daß Jans Frau Bürgermeisterin werden wolle. Jans war bestürzt, sie antwortete, daß sie von einem Heirats-

antrage des Vaters absolut nichts wisse. Die Liebenden sagten sich aber sofort, daß der Bürgermeister wohl der festen Ueberzeugung sein werde, Jans würde ohne weiteres seine Werbung annehmen. War er doch noch ein stattlicher, ansehnlicher Mann, die erste Person in Amsterdam und konnte seiner Frau Ansehen, Luxus, Behaglichkeit und alles, was sonst noch zu einem angenehmen Leben gehört, bieten.

Bekommenen Herzens berieten die jungen Leute, was zu thun sei. Vorläufig mußte der Heiratsantrag des Vaters abgewartet werden, den Jans zwar nicht direkt ablehnen, sich aber in höflichen und bescheidenen Worten ausbitten sollte, länger bedenken zu dürfen. Ihre Verabredung wurde durch häufige und durch die Gefahr der Trennung noch inniger gewordene Küsse besiegelt.

Ein leises Husteln weckte sie aus ihrem Traum. Jakobäa stand plötzlich im Zimmer und schien über den Anblick des Liebespaares sehr verlegen. Diesmal hatte sie wirklich nicht die Absicht gehabt, zu horchen. Sie ahnte nicht, daß sich Karl zu so ungewohnter Zeit in dem Zimmer des jungen Mädchens aufhalten würde.

Einen Augenblick standen Karl und Jans sehr verlegen da, und Jakobäa ging es nicht besser. Dann verließ Karl mit einem kurzen Gruß das Zimmer, und Jakobäa stellte an Jans die ziemlich gleichgültigen, den Haushalt betreffenden Fragen, die sie so wie so an sie richten wollte. Das Vorkommnis wurde mit keiner Silbe weiter erwähnt.

Dieser Tag aber sollte für die gute Jakobäa noch fernerhin ein sehr ereignisreicher werden. In den Abendstunden ließ sie der Bürgermeister zu sich rufen und empfing sie in seinem Zimmer mit besonderer Liebeshuldigung. Jakobäa sah es ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe, als er sie bat, am Kamin neben dem helllohernden Feuer Platz zu nehmen, während er selbst schweigend in seinem Zimmer auf und ab schritt.

„Meine liebe Jakobäa,“ begann er dann, „deine Stellung hier im Hause ist nicht die richtige. Ich war damit eigentlich niemals einverstanden; aber unter dem Zwange der Verhältnisse konnte vorläufig keine Aenderung getroffen werden. Nun aber teile ich dir mit, daß eine andere Stellung für dich geschaffen werden wird, eine Stellung, in der du durchaus selbständig und frei bist, und in der man dir auch die gebührende Achtung erweisen wird. Dies wollte ich dir mitteilen. Nebenbei bemerkt wird es dich noch interessieren, zu erfahren, daß ich wieder zu heiraten beabsichtige. Ich bin noch nicht alt genug, um auf das Glück der Ehe zu verzichten. Ueberlege dir die Sache; ich werde in einigen Tagen wieder mit dir darüber reden.“

In einer gewissen Verwirrung schloß der Bürgermeister und verließ dann das Zimmer. Es war überhaupt seine Art nicht, viele Worte zu machen.

Jakobäa aber war zu der festen Ueberzeugung gekommen, niemand anders als sie sei die erwählte Zukünftige des Bürgermeisters.

Jakobäa war längst über die erste Jugendblüte hinaus, sie war schon eine ältliche Jungfer und hatte fast gar keine Aussicht mehr, zu heiraten. In solcher Lage greifen die Frauen aller Stände und aller Zeiten nach einem Strohhalme von Hoffnung, und die Hoffnung auf Verheiratung, die Jakobäa hier winkte, schien ja nicht nur ein Strohalm, sondern ein ganz solider Rettungsbalken zu sein.

2.

Der Herr Bürgermeister sah wirklich in seinem Staatsgewande fast jugendlich aus.

Das schwarzseidene spanische Kostüm, das er angelegt hatte, verlieh ihm mit der weiten weißen, gefältelten Halskrause, dem hohen schwarzen Hut, dem Degen an der Seite und dem spanischen Schultertragen ein ebenso feierliches wie vornehmes Aussehen. In diesem Kostüm empfing er Jans, die er einige Tage nach der Unterredung mit Jakobäa hatte zu sich bitten lassen.

Jans sah etwas schüchtern drein, als sie das Zimmer des Bürgermeisters betrat und diesen in voller Gala mit der goldenen Kette um den Hals vor sich stehen sah. Mit zu Boden gesenkten Augen fragte sie nach den Befehlen des Herrn Bürgermeisters, und dieser brachte in wohlgelesenen Worten seinen Heiratsantrag an.

„Ich habe dich, Jans van Steendeeren,“ erklärte er, „achten, schätzen und lieben gelernt. Ich habe dich kennen gelernt als eine tüchtige Hausfrau, und ich hoffe, du wirst auch mir eine ebenso tüchtige Gattin sein, als meine verstorbene Frau es war. Hier ist meine Hand; schlag ein, wenn du meine Gattin werden willst.“

Der Bürgermeister war überzeugt, Jans würde ohne weiteres ihre kleine Hand in die seine legen.

Zu seinem Erstaunen aber geschah dies nicht, sondern Jans erwiderte: „Ich fühle mich durch den Antrag des Herrn Bürgermeisters hoch geehrt. Ich bin bestürzt, ich bin erschreckt und so verwirrt, daß ich in diesem Augenblicke nicht ohne weiteres ja sagen kann. Zu viel Gefühle, zu viel Erwägungen türmen plötzlich auf mich ein. Ich bitte um Bedenkzeit.“

Der Herr Bürgermeister sah etwas unwillig auf und erklärte: „Nun, ich denke, da wäre nicht allzuviel zu überlegen. Wenn du es indes wünschst, so will ich dir Bedenkzeit geben. Wie lange soll es dauern?“

„Sechs Monate,“ antwortete Jans. Dann machte sie eine feierliche Verbeugung und schritt aus dem Zimmer.

Gerard van der Helst nahm seinen Hut vom Kopfe, und ohne Rücksicht auf die große schwarze, kostbare Straußensfeder, die ihn zierte, warf er ihn wütend in eine Ecke. Das hatte er denn doch nicht erwartet. War dieses Mädchen um den Verstand gekommen, daß sie den ersten Mann Amsterdams abwies?

Ueber zwei Stunden lang schritt der Bürgermeister rastlos in seinem Gemache auf und ab. Die verlegte Eitelkeit ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Es mußte irgend ein Grund vorhanden sein, der Jans veranlaßte, die glänzende Partie auszuschilagen. Der Bürgermeister ließ Jakobäa kommen und sah es in seiner Aufregung nicht, daß diese errödete und in die größte Verlegenheit geriet, als sie ihren Verwandten in feierlichem Anzuge vor sich stehen sah. Jakobäa war überzeugt, daß der Augenblick gekommen sei, in dem der Bürgermeister um ihre Hand anhalten würde.

Gerard van der Helst wies ihr wieder den Platz am Kamin an und sagte dann: „Du bist mit allen Verhältnissen im Hause genau vertraut, Jakobäa; du bist die älteste und verständigste unter den weiblichen Personen hier im Hause. Du wirst mir auch Auskunft geben können über das, worüber ich dich jetzt frage.“

Ganz wie die Einleitung zu einem Heiratsantrag klang diese Rede zwar nicht; aber Jakobäa errödete noch tiefer und wartete auf die ferneren Worte des Bürgermeisters.

Und dieser fuhr fort: „Ich habe Jans van Steendeeren einen Heiratsantrag gemacht, und sie hat mich abgewiesen.“

Hestig schnellte Jakobäa aus dem Sessel auf, so daß dieser weit in das Zimmer hineinfiel.

„Du hast der Jans einen Heiratsantrag gemacht?“ rief sie.

„Zawohl, und die Närrin hat sich eine sechsmonatliche Bedenkzeit ausgebeten, um mir eine Antwort zu teil werden zu lassen — mir, dem Bürgermeister von Amsterdam!“

Jakobäa lachte laut auf, mit jenem Lachen, das Frauen nur in höchster Erregung hören lassen. Sie fühlte sich in diesem Augenblicke getäuscht, gedemütigt, und eine wilde Wut überkam sie gegen Jans, aber auch gegen den Bürgermeister.

Ihr sonderbares, fast beängstigend klingendes Gelächter schien auch Gerard zu beunruhigen, denn er fuhr mit einem fragenden Blicke fort: „Ich habe dir das mitgeteilt, weil ich glaube, du kannst mir vielleicht sagen, weshalb Jans meine Werbung abgewiesen hat.“

„Ja, ich kann es dir sagen,“ rief Jakobäa. „Sie hat deine Werbung abgewiesen, weil sie die Geliebte deines Sohnes ist. Vor wenigen Tagen erst habe ich sie in zärtlicher Umarmung in ihrem Zimmer getroffen.“

Jakobäa triumphierte. Sie sah den Bürgermeister erbleichen; sie hatte ihm einen Schlag versetzt, der saß. Sie weidete sich einige Sekunden lang an ihrem Triumph, dann lachte sie noch einmal laut auf und verließ das Zimmer.

Vor dem Hause des Bürgermeisters hielt ein Reisewagen, den einige bewaffnete Diener umgaben.

Es wurden Gepäckstücke aufgeladen, und dann erschienen Jans und Jakobäa in Reisekleidern, um den Wagen zu besteigen. Der Bürgermeister hatte zwei Tage nach der Unterredung mit Jans und Jakobäa den Frauen empfohlen, eine Reise nach dem ungefähr acht Meilen entfernten Utrecht anzutreten. Ihm war das fernere Zusammenleben mit beiden peinlich. Karl war an diesem Tage nicht in Amsterdam. Ihn rief eine Amtshandlung mit dem größten Teil des Rates nach einem zur Stadt gehörigen Orte vor den Thoren.

Gerard van der Helst saß in seinem Arbeitszimmer im Rathause. Er hatte angeordnet, daß der Wagen vor dem Rathause halten, und Jans zu ihm in das Arbeitszimmer kommen sollte, um Briefe an die Verwandten und Reisevorschriften in Empfang zu nehmen. Jans stieg auch vor dem Rathause ab und ging zu dem Bürgermeister hinauf, während der Wagen mit Jakobäa vor dem Portal wartete.

Es mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen sein, als der Bürgermeister selbst vor die Thür kam und Jakobäa Briefe mit den Worten übergab: „Die Närrin weigert sich, nach Utrecht zu fahren. Reise du also allein; ich werde dafür sorgen, daß ich mir bei dem widerspenstigen Mädchen Gehorsam verschaffe.“

Dann winkte er dem Kutscher zu, und der Wagen fuhr polternd davon.

Als Karl gegen Abend von seiner amtlichen Sendung heimkehrte, erfuhr er, daß sowohl Jakobäa wie Jans abgereist seien, und daß sich der Vater in seinem Zimmer befinde. Dieser sei nicht recht wohl.

Es war kurz vor dem Schlafengehen, als eine Magd in das Zimmer Karls gestürzt kam und ihm mitteilte, der Bürgermeister liege in seinem Zimmer auf dem Fußboden und röchle. Karl eilte erschreckt herzu, hob den Bewußtlosen auf und legte ihn auf ein Ruhebett. Der Arzt erschien und machte einen Aderlaß, da ein Schlaganfall bei dem Bürgermeister eingetreten war. Der Kranke erlangte noch auf einige Augenblicke die Besinnung wieder, versuchte zu sprechen, aber seine Zunge war gelähmt; er brachte nur unartikulirte

Laute hervor. Man sah ihm die Anstrengung an, irgend etwas zu sagen. Der Arzt riet, dem Kranken Schreibmaterial zu geben; aber die ganze rechte Seite des Bürgermeisters war durch den Schlaganfall gelähmt: er vermochte nicht mehr zu schreiben. Das Bewußtsein schwand auch bald wieder, und gegen Morgen war Gerard van der Helst eine Leiche.

Karl sendete sofort einen reitenden Boten nach Utrecht, um die Frauen von dem Unglück zu unterrichten und zurückzuberufen.

Jans aber war verschwunden. Es war, als habe der Erdboden sie verschlungen.

Als Jans am Tage der beabsichtigten Abreise das Zimmer van der Helsts betreten hatte, wurde sie von ihm mit außerordentlicher Freundlichkeit empfangen. Er that, als sei zwischen ihnen nicht das geringste vorgefallen, und zeigte ein väterliches Wohlwollen und eine Liebeshwürdigkeit, wie er sie gegen Jans noch nie gehabt hatte.

„Ich habe dir noch ein Geschenk mitzugeben, das du mit mir holen kannst. Komm mit mir!“ sagte er.

Damit öffnete der Bürgermeister eine Tapetenthür, durch welche man auf eine enge Wendeltreppe gelangte. Diese stieg er, gefolgt von dem Mädchen, empor, öffnete endlich eine schmale Thür, ließ Jans durch dieselbe eintreten, folgte ihr und schloß die Thür hinter sich wieder ab. Es ging nun eine noch engere und schmalere Wendeltreppe empor als die vorherige. Dann öffnete der Bürgermeister die Thür zu einem sonderbaren kugelförmigen Gemach, in welchem sich nichts als ein Tisch und einige Stühle befanden. Er ließ Jans hier eintreten.

Plötzlich hörte diese hinter sich die Thür zufallen und den Schlüssel im Schlosse gehen; dann vernahm sie die Schritte des sich Entfernenden, und nun wurde es unheimlich still, und nur das leise Wehen des Windes war in dem sonderbaren, ziemlich dunklen Raume wahrnehmbar.

Van der Helst hatte Jans durch die hohle Erzfigur des Atlas, die auf dem Dache des damaligen Rathauses und jetzigen königlichen Palastes steht, bis in die Erdfugel geführt, welche die Statue auf den Schultern trägt. In dieser Erdfugel befindet sich ein kleines Gemach, das heute noch gezeigt wird. Dort war Jans von ihm eingeschlossen worden.*

Als sie ihre Augen an die eigentümliche Beleuchtung gewöhnt hatte, entdeckte sie auf dem Tische ein Stück Brot, einen Krug mit Wasser und neben diesem ein beschriebenes Blatt Papier. Sie versuchte den Inhalt desselben zu entziffern, was ihr auch gelang, als sie sich in die Mitte des Gemaches stellte. Die runde Decke war oben nämlich gitterartig durchbrochen, und hier fiel das Tageslicht hinein.

„Ich werde Dich zwingen, meinen Willen zu erfüllen. Du hast Dir Bedenkzeit erbeten; Du sollst sie hier in der Einsamkeit verbringen, wo Du mehr Gelegenheit hast, über Dich und Deine Pflichten nachzudenken. Ich bringe Dir jeden zweiten Tag Nahrung. Wenn Du Dich begeben hast und einwilligst, meine Frau zu werden, kannst Du es mir sagen.“

* * *

Drei Tage schon saß Jans in ihrem sonderbaren Gefängnisse, und niemand hatte sich bei ihr sehen lassen. Der Hunger plagte sie arg, und auch der Durst machte sich bemerkbar, denn das Brot hatte sie längst verzehrt, das Wasser aus dem Kruge längst getrunken. Den Wechsel von Tag und Nacht konnte sie an

*) Historisch wie der ganze Vorfall.

der Erscheinung und dem Verschwinden des Lichtes, das durch die gitterartige Oeffnung im oberen Teil der Erdfugel fiel, beobachteten. Der vierte Tag verging, und des armen Mädchens bemächtigte sich helle Verzweiflung. Wollte der grausame Mann, der sie zur Frau beehrte, sie hier verhungern lassen?

Am Abend des vierten Tages ging draußen ein sehr starkes Gewitter nieder, begleitet von einem wolkenbruchartigen Regen. Letzterer drang in Strömen durch die Oeffnung in der Kuppel ein. Es gelang Jans leicht, in dem Krüge so viel Regenwasser aufzufangen, daß sie ihren brennenden Durst stillen und den

Krug aufs neue füllen konnte. Der größte Teil des eingedrungenen Wassers aber verschwand sofort wieder. Jans sagte sich, daß am Boden ein Abfluß vorhanden sein müsse.

Sie konnte abends in der Finsternis keine Untersuchung anstellen und verbrachte die Nacht, wie die vorhergehenden, auf dem Stuhl sitzend; am Morgen aber begann sie sofort nach dem Wasserabfluß zu suchen, und als sie sich auf den Boden des Gemachs legte, entdeckte sie zwei ziemlich weit voneinander entfernte Oeffnungen, durch welche sie, wie durch ein Fernrohr, auf den unten gelegenen

großen Platz, den sogenannten „Dam“, und auf das Leben und Treiben dort herabschauen konnte.

Diese Oeffnungen befinden sich in den Fäusten des Atlas, auf denen er die Erdfugel zu tragen scheint.

Der nagende Hunger und die Angst machten Jans erfinderisch. Sie nahm ihr seidenes Halstuch ab, riß von ihrem Kleide einige Streifen ab, band sie zusammen und befestigte an einem Ende derselben das Halstuch. Dann rollte sie dasselbe dünn zusammen und ließ es durch eine der Oeffnungen hinuntergleiten, wobei sie vorsichtig das bandartige Ende des



Strasse in Manila.

Streifens, an dem das rote Tuch befestigt war, in der Hand behielt.

Durch Auf- und Niederbewegen des Streifens brachte sie das Tuch draußen im Freien zum Flattern.

Sie hoffte, man würde dieses Notzeichen sehen und nach der Ursache desselben forschen. Und so geschah es auch. Fast eine Stunde achtete niemand auf das rote Tuch, dann plötzlich entstand unten auf dem Platze ein Aufschrei, die Menschen sahen empor nach dem Tuche, deuteten hinauf, riefen, und kurze Zeit danach war Jans befreit.

Ohne das Gewitter und ihren klugen Einfall wäre sie wahrscheinlich dem Hungertode verfallen, denn niemand ahnte etwas von ihrem Aufenthalt in dem Erdfugelgemach, zu dem allein der verstorbene und inzwischen mit großem Pomp beerdigte Bürgermeister den Schlüssel besessen hatte.

Ein Jahr später war Jans die Gattin Karls.

Noch heute erzählt man sich in Amsterdam die Geschichte von der Brant in der Erdfugel.

Manila.

(Mit Bild.)

Manila, die alte Hauptstadt des einst den Spaniern gehörenden Archipels der Philippinen, ist jetzt endgültig in den Händen der Nordamerikaner. Der innere Teil der Stadt wurde schon vor dreihundert

Jahren als Festung angelegt und liegt auf dem linken Ufer des Pasig. An die Altstadt schließen sich die Vorstädte Ermita, Pago und Malata eng an, während rechts vom Flusse sich die Vorstädte Binondo, Santa Cruz und Londo hinziehen. Binondo ist der Sitz der Konsole, des deutschen und des schweizeri-

sehen, des Handels und des Schiffsverkehrs; hier ziehen sich die Quais längs des Ufers hin, hier liegen die Börse, Fabriken und die Straße La Escuelita mit ihren reichen Warenlagern. Der häufigen Erdbeben wegen sind die Häuser meist aus Holz gebaut und nur einstöckig.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 27:
Des Weibes Urteil ist seine Stiehe.

Silben-Rätsel.

Zwei (umgekehrt) mit eins vereint
Ist mir als Mädchen wohl bekannt,
Dem nichts so wünschenswert erscheint,
Als Kleiderprunk und Glittertand.
Als ob es immer Festtag sei,
An dem des Lebens Mühe ruht,
Erscheint sie stets in vier und drei,
Mit bunten Federn auf dem Hut.

Zwei-eins, das man aus Wolle macht,
Dreht ihr zum Kleid nicht die und sein;
An ihrer reichen Kleiderpracht
Muß alles Samt und Seide sein.
Auch trinkt sie gern, so oft sie kann,
Das Ganze, das vom Süden stammt.
Der ist ein schwer geschlagener Mann,
Der einst sie führt zum Standesamt.

Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösung der dreißilbigen Charade in Nr. 27:
Heuchelei.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.